

Das Signal von Minister Stein

Ein Lautereignis als Erinnerungsort

Uta C. Schmidt

Der sozio-ökonomische Strukturwandel des Ruhrgebiets wird begleitet von einem fühlbaren Verstummen der montan-industriellen Lautsphäre, die nun vom Verkehr bestimmt wird. Menschen, deren Leben durch Stahlwerk, Zeche oder Kokerei geprägt ist, nehmen diesen Wandel ambivalent wahr. Mit dem Abbau von Arbeitsplätzen und den Ungewissheiten, die er mit sich bringt, hat man sich mehr oder weniger arrangiert. Während man einerseits die Befreiung von Lärm, Gestank und Dreck begrüßt, bedauert man jedoch auch den Verlust spezifischer Erfahrungswelten und Solidargemeinschaften. Erinnerungen heften sich nicht nur an Personen, Gegenstände, Gebäude oder Landschaften, sondern auch an Geräusche und Laute.

Zu einem Zeitpunkt, als die ortsspezifische industrielle Lautsphäre längst verstummt war – „...Jahre nach der Zechenstilllegung ...“¹, kam Mitgliedern der Grubenwehrkameradschaft, also ehemaligen Bergleuten der Dortmunder Zeche „Minister Stein“ die Idee, einen akustischen Erinnerungsort zu schaffen: Er basiert als Sachüberlieferung auf einer originalen Signalanlage, die den Arbeitsalltag des Bergmanns entscheidend strukturierte. Am 31. Januar 2003 wurde unter üblicher Anteilnahme der örtlichen Presse in Dortmund-Evings „Neuer Mitte“ erstmalig/ einmalig ein akustisches Denkmal eingeweiht.

¹ Ulrich Kneisel, 26.6.2003 im Interview mit der Verfasserin, Dortmund-Eving.

Für die Historikerin ist das akustische Denkmal aus vielfältigen Gründen interessant: Kulturgeschichtlichen verweist es auf die Erinnerungsdimensionen des Akustischen; politischen kann man daran symbolische Ordnungen und schichtenspezifische Gefühlskulturen, die mit dem Wandel der Klangsphären neu formiert werden, studieren; technikgeschichtlichen interessiert mich die Apparatur der Tonerzeugung im Kontext technischer Produktionsabläufe; sozialgeschichtlichen geht es mir um das Milieu der Tonaneignung und seine Transformation in Zeiten gesellschaftlichen Strukturwandels.

Dazu war es wichtig, mit Herrn Kneisel vom Evinger Geschichts- und Kulturverein ein ausführliches Gespräch zu führen, das hier in Auszügen gleich auch Teil meines Vortrags sein wird. Denn Herr Kneisel brachte die Dinge auf den Punkt. Der Evinger Geschichts- und Kulturvereins e.V. zeichnet sich durch Aktion aus und produziert aus sich heraus kaum „Überreste“ oder „Traditionen“ im Sinne historischer Quellenkunde.² Die Mitglieder leben in einem informellen Netzwerk mit modernen Kommunikationswegen, in dem gesellschaftliche Strukturen und politische Prozesse mit individuellem Leben, alltäglichen Erfahrungen und Geschichtsarbeit verwoben sind. Nur über das Gespräch und die Befragung, also über aufgezeichnete mündliche Gespräche lassen sich die Entstehungsgeschichte des Erinnerungsortes angemessen rekonstruieren und die Mitglieder des Evinger Geschichtsvereins als historische Subjekte mit ihren Erfahrungen positionieren.³

² Vgl. dazu: Brandt, Ahasver von: Werkzeug des Historikers, Stuttgart u.a. 1958.

³ In der Diskussion über die theoretischen wie methodischen Konzepte der Oral-History tauchte der Begriff O-Ton nicht auf. Hier ging es um die Aufzeichnung von Interviews, ein Indiz dafür, dass der Begriff des O-Tons im Spannungsverhältnis mit dem des Autorentextes zu sehen ist und journalistischer Gestaltungspraxis entstammt.

Das Schachtsignal im Produktionsablauf

So möchte ich auch gleich mit Herrn Kneisel beginnen. Zitat Ulrich Kneisel: „Und Jahre - Jaaaahre nach der Zechenstilllegung kam aus dieser Grubenwehrkameradschaft die Idee – sagen wir mal Telefone und so Dinge aus dem Bergbau, die wir sammelten und in unserem Vereinsheim so zur Dekoration aufstellten.....- da kam die Idee, mal solch ein Schachtsignal, ja, in Betrieb zu nehmen.“

Der Bergbau hat zusammen mit der Stahl- und der dafür notwendigen Verhüttungsindustrie im 19. und 20. Jahrhundert maßgeblich das Gesicht des Ruhrgebiets und die heutigen Vorstellungen vom Ruhrgebiet geprägt.⁴ Hunderttausende waren zu Spitzenzeiten direkt oder indirekt mit dem Bergbau in Dortmund verbunden und erlebten Höhepunkte und Krisen. 1871 begannen die Abteufarbeiten für den ersten Schacht des Bergwerks „Minister Stein“, 1875 förderte die Zeche erstmals mit 90 Mann Belegschaft 740 T Kohlen. Der Zechennamen erinnerte an den Reichsfreiherr vom und zu Stein in seiner Funktion als erster Direktor des Oberbergamtes, der entscheidende Impulse für die Entwicklung des Bergwesens setzte, indem er zum Beispiel anregte, auch im westfälischen Bergbau „Feuermaschinen“, d.h. Dampfmaschinen einzusetzen.⁵

Die höchste Jahresförderung mit 3.668.790 Tonnen erfolgte auf Minister Stein, seit 1881 mit „Fürst Hardenberg“ konsolidiert, im Kriegsjahr 1941. Im Wirtschaftswunderjahr 1957 verzeichnete „Minister Stein“ mit rund 8.500 Männern

⁴ Vgl. zur Geschichte des Ruhrgebiets: Brüggemeier, Franz-Josef/ Borsdorf, Ulrich: Zweihundert Jahre Ruhrgebiet, in: Feuer & Flamme: 200 Jahre Ruhrgebiet; eine Ausstellung im Gasometer, Oberhausen, veranstaltet v. Internationale Bauausstellung Emscher-Park GmbH, Essen 1994, S. 17-29. Chronik Ruhrgebiet, 2. aktualisierte Auflage, Gütersloh/ München 1997.

und Frauen die stärkste Belegschaft. Das Ruhrgebiet war „die wirtschaftliche Schlüsselregion des westlichen Deutschland schlechthin“ und die Produktionszahlen in der Eisen- und Stahlindustrie geronnen zu Symbolen des Wiederaufbaus nach der Währungsreform.⁶ Bei der Zechenschließung 1987 gab es noch 2.036 Arbeiter und Angestellte.⁷ Nach 116 Betriebsjahren wurde am 31.3.1987 mit „Minister Stein“ die letzte Dortmunder Zeche stillgelegt – 700 Jahre Kohlenabbau in Dortmund waren damit zu Ende. Der letzte Koks wurde auf der Kokerei „Minister Stein“ am 30. September 1987 „gedrückt“. Die Stadtteile Eving, Brechten und Lindenhorst verloren ihre Lebensader.

Zusammen mit den Füllorten unter Tage und der Hängebank über Tage bestand die Kohleförderung aus einer Vielzahl von minutiös aufeinander abgestimmten Arbeitsvorgängen. Der Verständigung dienten verschiedene Signaleinrichtungen wie Signalglocken, elektrische Signaltafeln und Telefone. Die fest vorgeschriebenen Signalzeichen waren auf Anschlagtafeln an den Arbeitsplätzen (im Fördermaschinenhaus, an der Hängebank und an den einzelnen Sohlenanschlügen) ausgehängt. In der „Bergverordnung für Hauptseilfahrtsanlagen“ wurden sie für Generationen hinweg festgeschrieben.⁸

⁵ Vgl. Cramm, Tilo (Bearb.): Minister Stein, Fürst Hardenberg: die Geschichte des letzten Dortmunder Bergwerks, hg. im Auftrag des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Westfälisches Industriemuseum, Teil I: 1855-1918, Essen 1990, S. 15f.

⁶ Petzina, Dietmar: Wirtschaft und arbeit im Ruhrgebiet 1945 bis 1985, in: Köllmann, Wolfgang (Hg.): Das Ruhrgebiet im Industriezeitalter, Bd. 1, Düsseldorf 1990, S. 491-576, hier 506.

⁷ Zahlen nach Cramm, Tilo (Bearb.): Minister Stein, Fürst Hardenberg: die Geschichte des letzten Dortmunder Bergwerks, hg. im Auftrag des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Westfälisches Industriemuseum, Teil II: 1918-1987, Essen 1993, Anhang, S. 231f - Förderung und Leistung, S. 233f, Belegschaft.

⁸ Vgl. Telsemeyer, Ingrid/ Tempel, Norbert: Die Schachtfördereinrichtungen der Zeche Zollern II/IV, in: dies. (Hg.): Die Fördergerüste der Zeche Zollern II/IV, Dortmund 1988, S. 13.

Bernhard Peters, Anschläger unter Tage, der vom Westfälischen Industriemuseum Zeche Zollern interviewt wurde, erinnerte sich: „Wir haben die Signale zu Tage gegeben am Schacht, und vom Tage gehen sie zur Fördermaschine. Weil ja, wenn ein Korb unten war, war der andere ja oben, der wurde ja gleichzeitig bedient. Unten und oben. Und wenn ich dann fertig war, habe ich mein Signal gegeben ... Manchmal war der am Tage auch eher fertig dann mußte er aber warten, bis ich da unten fertig war. Wenn beide fertig waren, das zeigte genau in der Maschinenhalle an, dann ging da eine Schelle. Aber in ganz schöner Stärke. Auch wohl in dem Zusammenhang, dass da nicht mehr gewartet werden mußte, sondern schnell jetzt abfahren. So ein bisschen Druck. Sobald es schellte, ruck, weg war er schon. Da war manchmal ein Betrieb ...“⁹

Die Signale bestimmten den Arbeitsrhythmus. Die Tonfolge des Schachtsignals schrieb sich im Zusammenspiel mit den mechanischen Arbeitsabläufen körperlich ein: „Die Aufschiebevorrichtung hat die Wagen bis auf den Korb gebracht. Und das musste man so *im Gefühl* haben. Das hatte ich ...“¹⁰

Montan-industrielle Modellierung des akustischen Wahrnehmungssinns

Ulrich Kneisel zum Signal der Schachtglocke: „Dieses Signal, oder – dieser Klang der Schachtglocke, der begleitet den Bergmann ja sein ganzes Leben lang. Wenn ich morgens zur Zeche kam und durch das Zechentor ging – der Schacht überragt ja alles – da hörte ich schon das Signal der Schachtglocke. Das hörte jeder Bergmann. Das war nicht unangenehm. Das hörte man einfach. Und deswegen haben wir uns gesagt: Dieses Schachtsignal ist das, was den Bergmann begleitet, sein ganzes

⁹ Bernhard Peters/ Ingrid Telsemeyer – Interview vom 14. und 20.1.1988; Peters, Anschläger unter Tage, geb. 1918, seit 1932 auf Zeche Zollern 2/4, zit. nach Telsemeyer/ Tempel, Die Fördergerüste der Zeche Zollern II/IV, S. 15.

Leben lang, überall, wenn er anfuhr, wenn er rausfuhr, wenn er zur zeche kam, wenn er in der Kaue war und hat sich umgezogen. Die Kauen sind ja in der Nähe des Schachtes. Immer hat er dieses Signal gehört.“

Die Bedeutung, die Tönen und Geräuschen individuell für Erinnerung zugeschrieben werden, erklärt sich anthropologisch wie historisch. Das Ohr sei gattungsgeschichtlich und individualgeschichtlich das älteste Organ des Menschen, das Ohr gehe bei der menschlichen Entwicklung sogar der Entstehung des Nervensystems voraus, entwickelte der französische Hals-Nasen-Ohren-Arzt Alfred Tomatis. Er sieht das Hören als zentralen Impuls, um aufrecht zu gehen, sich voranzubewegen und sprechen zu lernen.¹¹ Die Forschung weist aus, dass die embryonale Entwicklung des Ohres bereits am 22. Tag nach der Befruchtung beginnt. Nach vier bis fünf Monaten, einige Forscher sagen sechs, ist das Gehör mit Innen-, Mittel- und Außenohr vollständig ausgebildet und voll funktionsfähig, ein kleines Wunderwerk.¹²

Mit dieser Ausstattung nahm der Urmensch als Hörender feinsinnig Zeichen bei niedrigem Schallpegel aus der Umwelt auf, die sich als Freund, Feind, Gefahr oder Nahrung interpretieren ließen.¹³ Nach Hans-Peter Zenner ist es dem Menschen vorbehalten, sein Menschsein mit Hilfe hörbarer Zeichen auszudrücken und unser Dasein human auszugestalten. Ohne Hören keine Musik, ohne Hören keine

¹⁰ Bernhard Peters, Interview in Telsemeyer/ Tempel, Die Fördergerüste der Zeche Zollern II/IV, S. 27. Hervorhebung v. d. Verf.

¹¹ Vgl. Tomatis, Alfred: Der Klang des Universums. Vielfalt und Magie der Töne, Düsseldorf/ Zürich 1997, S. 207-234.

¹² Vgl. Karst, Karl: Geschichte des Ohres, in: Welt auf tönernen Füßen. Die Töne und das Hören, hg. v. d. Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland GmbH, Göttingen 1994, S. 45-57, hier S. 50; vgl. auch: Berendt, Joachim-Ernst: Das Dritte Ohr. Vom Hören der Welt, Reinbek bei Hamburg 1988.

¹³ Vgl. Zenner, Hans-Peter: Töne aus dem Ohr: der kleine Mann, der Motor und die Dezibel, in: Vogel, Thomas (Hg.): Über das Hören. Einem Phänomen auf der Spur, Tübingen 1998, S: 113-121, hier S. 114.

Lautsprache. Hören als Tor zur Sprache und damit Eintrittspforte zum Geist: Das Hören erlaubt uns Teilnahme und Kommunikation nicht einfach mit einem Gegenstand oder Raum, sondern mit dem humanen Sein.¹⁴ In Gesellschaften, in denen die Schrift eine nur sekundäre Rolle spielte, dominierten Ohren und Augen, Gestik, Mimik, Habitus die Kommunikation von Angesicht zu Angesicht.¹⁵

Zu den körperlichen, sensorischen Gedächtnisstützen gehörte in der antiken wie germanischen Tradition das Zupfen der Ohren oder der Schlag auf die Ohren, weil das Ohr grundsätzlich als Aufnahmeorgan für das Gedächtnis und als Tor zu Emotionen angesehen wurde. Der Schlag intendierte in diesem Sinne eine Intensivierung der akustischen Aneignung.¹⁶

Bereits diese kurzen Hinweise mögen genügen, um zu zeigen, dass sich das Vermögen und die Bedeutung des akustischen Wahrnehmungssinns in Interdependenz zur gesamten gesellschaftlichen Figuration entwickelt. Er ist ein produktiver Vorgang, ein Arbeitsprozess, der kognitive und affektive als auch sinnlich-dingliche Dimensionen beinhaltet. In dieser Konzeption von „Aneignung“ gilt der Hörsinn – wie die anderen Sinne - und seine Gerichtetheit auf das Akustische nicht mehr als gleichsam natürliche Ausstattung des Menschen, als Garant einer gleichbleibenden, selbstverständlichen, allgemein-menschlichen Erfahrung, sondern als historisch geformtes Vermögen, als spezifisches Sensorium, über das vermittelt der Mensch sich und die Welt zu eigen macht.

¹⁴ Vgl. Zenner, Töne aus dem Ohr, S. 115.

¹⁵ Vgl. Wenzel, Horst: Hören und Sehen. Schrift und Bild. Kultur und Gedächtnis im Mittelalter, München 1995.

¹⁶ Wenzel, Horst: Die Empfängnis durch das Ohr, in: Vogel, Über das Hören, S. 159-179, hier S. 161f.

Die Industrialisierung veränderte in zuvor nicht vorstellbarer Weise dieses Sensorium.¹⁷ Die Grundstimmung der vorindustriellen westfälischen Landgemeinden und verschlafenen Ackerbürgerstädtchen transformierte sich unter dem Druck neuer Energie- und Werkstoffgewinnung, der unbarmherzigen Präzisionen neuer Produktionstechnik, der grenzenlosen Expansion der Verkehrswege und dem schier unendlichen Zufluß neuer Arbeitskräfte zur schwerindustriellen „Lo-Fi-Lautsphäre“. Mit dieser Terminologie bezeichnet der Komponist, Hörspielautor und Kommunikationswissenschaftler Murray Schafer Lautsphären, in denen die einzelnen akustischen Signale sich in einer überdichten Lautanhäufung verdunkeln. Der klare Laut wird vom Breitbandgeräusch verdeckt. Die Perspektive geht verloren, es gibt keine Entfernung mehr, nur Gegenwart.¹⁸ Deshalb entspricht die Bedeutung, die der Evinger Geschichts- und Kulturverein dem Klang im Verstummen der montan-industriellen Lautsphäre zuschreibt, auch der strukturellen Prägnanz des Akustischen im Prozess der Industriellen Revolution selber, die die Lautsphären gänzlich umwandelte.

Eine Annäherung an die Geräuschkulisse und die Signalsprache 1913 untertage gab Gustav Koepper: „...Aber treten wir ein und bereiten uns vor, in die Tiefe hinunterzufahren. Nicht ohne Herzklopfen betritt der Neuling diese Räume, die mit einem feuchten Dunst von Teer und Schmiermitteln erfüllt sind; die Dampfpeiffen summen, die gewaltigen Maschinen arbeiten mit schweren Stampfen, und auf den Schienengleisen im oberen Schachturm rollen die leeren und gefüllten Kohlenwagen hin und her - ein betäubender Lärm schlägt uns entgegen, der unseren zart besaiteten und schwachnervigen Großstadtmenschen unfehlbar in hysterische

¹⁷ Vgl. Schafer, Klang und Krach, S. 97-114.

¹⁸ Vgl. Schafer, Klang und Krach, S. 59.

Krämpfe werfen müsste ... Das Getöse wird stärker ... Wir kriechen in das unterste Verlies des Korbes, der inzwischen gänzlich seiner Fracht entledigt wurde, der Mann am Signalapparat gibt ein Zeichen nach der Maschine hin, dass es laut in den Gängen wiederhallt ...“¹⁹

Bei Koepper wird die Historizität von Sensibilitäten deutlich als schichtenspezifische Formierung von Toleranzschwellen – „schwachnervige Großstadtmenschen“ - gegenüber Lauten und Geräuschen und an der Entwicklung eines Einschätzungssystems – hier „Hysterie“ - auf dem Gebiet des Auditiven.

Die montan-industriellen Produktionsstätten orchestrierten den schweren Klang von Arbeit und Leben. Der Himmel über der Ruhr war nicht nur schwarz wegen Flugasche, Rauch und Kohlestaub, sondern auch, weil sich die vielstimmigen akustischen Signale in einer überdichten Lautanhäufung verdunkelten.

Das Schachtsignal als Erinnerungsort

Der Begriff des „akustischen Denkmals“ stammt eigenschöpferisch aus der Evinger Bergmanns-Runde. In einem sehr treffenden Sinne markierten die beteiligten Mitglieder der Grubenwehrkameradschaft Minister Stein und des Evinger Geschichts- und Kulturvereins mit dem Terminus „Denkmal“ unmissverständlich die politische Funktion ihrer Unternehmung: Galten Denkmalsetzungen doch Fürstengeschlechtern, bürgerlichen Vereinen, zivilgesellschaftlichen Initiativen wie auch der Arbeiterbewegung als Medium, Hoheitszeichen zu inszenieren und für Zeitgenossen wie zukünftige Generationen zu tradieren.²⁰ In diesem Sinne ist das

¹⁹ Koeppen, Gustav (Hg.): In Schacht und Hütte. Die Industrie des Ruhrkohlen-Bezirks und benachbarter Gebiete, Reutlingen 1913, S. 51ff.

²⁰ Vgl. Mittig, Hans-Ernst: Das Denkmal, in: Busch, Werner (Hg.): Funkkolleg Kunst, Band II, München 1987, S. 532-558.

akustische Denkmal Ausdruck bergmännischer Traditionspflege und behauptet im Untergang eines ganzen, einstmals mächtigen Berufsstandes trotzig Selbstbewusstsein beim Kampf um Deutungsmacht und Erinnerungskultur. Es artikuliert das Bedürfnis nach einer eigenen Beziehung zur Vergangenheit und nach der Positionierung ihrer symbolischen Prägekraft.²¹

Bereits im Alten Testament – hier genauer im 5. Buch Mose, dem „Deuteronomium“ – sind die Grundformen kollektiver Erinnerungsarbeit für die jüdisch-christliche Tradition kodifiziert. Erinnerungspraktiken wie die Aufzeichnung derselben waren notwendig geworden, weil das Land, in das das Volk Israel damals zog, völlig andere Lebensumstände bot, als die, die es bisher gewohnt war. Das Ende einer vierzigjährigen Wanderschaft stand bevor. Das Volk Israel befand sich auf der Grenze zu etwas Neuem. Vierzig Jahre bedeutet aber auch das nahende Ende einer Generation von Zeitzeugen. Wenn jedoch eine Erinnerung angesichts des grundlegenden Wandels der sozialen wie räumlichen Rahmenbedingungen nicht verloren gehen soll, dann muss sie aus der biographischen in kulturelle Erinnerung überführt werden. Dies geschieht seit alters her mittels kollektiver Erinnerungstechniken wie Denkmalsetzungen. Im Alten Testament sind acht Formen genannt, die man auch heute in der Arbeit des Evinger Geschichts- und Kulturvereins in Mischformen wiederfinden kann: 1) Bewusstmachung, hier die Geschichtsarbeit; 2) Erziehung, hier die Weitergabe an folgende Generationen durch Erzählung, Kommunikation mit Schulklassen; 3) Sichtbarmachung, Denkzeichen auf Stirn und Hand – als „Denkzeichen“ könnte auch das akustische Denkmal angesprochen werden ; 4) Inschrift auf Türpfosten, Markierung des Eigenen; 5) Speicherung und Veröffentlichung, Inschrift auf gekalkten Steinen – hier wurde zusätzlich zum

²¹ Vgl: Nora; Pierre: Nachwort, in: Francois, Étienne/ Schule, Hagen: Deutsche Erinnerungsorte, Bd. 3,

akustischen Denkmal selber eine Gedenkplatte eingeweiht; 6) Feste; 7) Mündliche Überlieferung in Form von Lied, Gedicht, Geschichte - hier vor allem die Weitergabe von bergmännischem Liedgut – ich denke da an Lieder, die das Bergwerksunglück auf Minister Stein wachhalten²²; 8) Kanonisierung der Geschichtsschreibung – hier die Publikationen des Geschichtsvereins.²³

In Eving entschied man sich, eine im Bergbau verwendete Signalglocke der Firma Siemens und Halske mit einem Zeitschaltmechanismus zu versehen, wie er für Kirchtumglocken üblich ist. Die Tonfolge, die der Geschichts- und Kulturverein von der Signalglocke als Erinnerungszeichen setzte, ist zutiefst symbolträchtig: vier plus vier Glockenschläge signalisieren Beginn oder Schluss der planmäßigen Seilfahrt. Bernhard Peters beschrieb weiter: „ ... Die Signale waren denn – also erst mal Anfang der Seilfahrt: Zweimal vier Schlag, das hieß für den Maschinisten also: Seilfahrt beginnt. Am Ende der Seilfahrt wieder zweimal vier, und dann hat der auch seine Apparaturen an der Maschine umgestellt, dann war die Personenförderung zuende, dann ging es ja wieder auf Güterförderung, und auf Güterförderung wurde ja auch schneller gefahren, klar.“²⁴

Im direkten Sinn sollte das Klangpanorama über Tage nun nicht nur an das freudigst erwartete Ende des Arbeitstages erinnern, sondern im übertragenen Sinne auch an das schicksalsträchtige Datum der allerletzten Seilfahrt.

München 2001, S. 680-686, hier S. 680.

²²

²³ Vgl. Assmann, Jan: Die Katastrophe des Vergessens. Das Deuteronomium als Paradigma kultureller Mnemotechnik, in: Assmann, Aleida/ Harth, Dietrich (Hg.): Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung, Frankfurt a.M. 1991, S. 337-355.

²⁴ Heinz Marre, Bergamnn, in: Wolter-Veith, Klaus-Peter: Evinger Geschichte. Zweifacher Strukturwandel im Norden, hg. v. Evinger Geschichts- und Kulturverein e.V., Werne 2000, S. 26.

Die Planung sah vor, die Signalanlage in den Schacht zu hängen und auf das Seilfahrtssignal Stundenschläge folgen zu lassen.

Nach dem Verstummen der schwer-industriellen Lautsphäre erinnerten sich die Bergleute im postindustriellen Zeitalter an einen vorindustriellen Taktgeber: die Kirchturmuhre, die den Schlag der Zeit in alle Richtungen gleichmäßig und unaufhörlich aussendet, um den Menschen an seine Sterblichkeit zu erinnern. Ihren Signalen kann man nicht entkommen, mit gnadenloser Pünktlichkeit gibt sie die verstreichende Zeit hörbar an.²⁵ Ein Rekurs auf christlich-abendländische Tradition liegt beim Bergmannsstand nahe. Schon früh suchte er göttlichen Beistand bei seiner gefahrvollen Arbeit. Seit Mitte der 1850er Jahre gründeten sich im Ruhrgebiet zahlreiche neue Knappenvereinigungen unter dem Schutz katholischer Geistlichkeit, später auch evangelischer Pfarrer.²⁶ Noch heute gibt es kein Knappentreffen, das nicht mit einem ökumenischen Gottesdienst beginnt. Jährlich wird am 4. Dezember der Heiligen Barbara als Schutzheilige der Bergleute gedacht.

Die mittlerweile auf dem alten Zechengelände - der für Nicht-Werksangehörige über hundert Jahre die „verbotene Stadt“ - künstlich geplante und geschaffene „Neue Evinger Mitte“ erhielt in der Konzeption des Geschichts- und Kulturvereins eine Glocke mit stündlichem Schlag in der Bergbautradition. Als Überrest montan-industrieller Produktionsweise sollte sie angesichts umfassender Wandlungsprozesse den Bergbau akustisch repräsentieren²⁷, d.h. vor- und darstellen, sowie das Leben der sich wandelnden Gemeinschaft inmitten

²⁵ Vgl. Schafer, Klang und Krach, S. 76.

²⁶ Vgl. Cramm, Minister Stein, Fürst Hardenberg, Teil I, S.125ff.

²⁷ Zum Begriff der Repräsentation vgl. Chartier, Roger: Au bord de la falaise. L'histoire entre certitudes et inquiétude, Paris 1998, S. 67-86.

beschleunigter Zeiten neu ausrichten. Der französische Sozialwissenschaftler Maurice Halbwachs betonte, dass sich ein kollektives Gedächtnis immer innerhalb eines räumlichen Rahmens bewegt: „Dem Raum, unserem Raum, in dem wir leben, den wir oft durchmessen, zu dem wir stets Zugang haben und den unsere Einbildungskraft oder unser Denken auf jeden Fall jederzeit zu rekonstruieren fähig ist, müssen wir unsere Aufmerksamkeit zuwenden; auf ihn muß unser Denken sich heften, wenn eine bestimmte Kategorie von Erinnerung wiederauftauchen soll.“²⁸

Zu dem Zeitpunkt, als nicht nur Arbeitsplatz und Milieu, sondern durch die stadtplanerische Neuordnung auch der bekannte Raum mit seinen Bezugsachsen und Haltepunkten endgültig zu verschwinden drohte – „Jahre nach der Zechenstilllegung“ wie Ulrich Kneisel formulierte, entstand die Idee eines öffentlichen Erinnerungsortes, der durch einen Klang, der sich nur in *Zeit und Raum* entfalten kann, Raum für Erinnerung besetzt. So erklärt es sich auch, dass die Idee erst „Jahre nach der Zechenstilllegung“ Gestalt annahm.

Das Interesse an einem Ort, an den sich das Gedächtnis lagert oder in den es sich zurückziehen kann, wuchs aus der besonderen historischen Situation der umwälzenden Neuordnung von Raum, Wirtschaftsweise, Gemeinschaftsformen, Milieu. Die ehemaligen Bergleute erlebten die Planung und Überbauung der „Neuen Mitte Eving“ als einen Augenblick des Übergangs, da das Bewusstsein eines Bruchs mit der Vergangenheit einging mit dem Gefühl des Abreißens des Gedächtnisses. Dieser Riß setzte jedoch noch so viel Gedächtnis frei, dass sich die Frage nach einer Verkörperung des Gedächtnisses stellen ließ. Ihnen dämmerte schmerzhaft, dass sie

²⁸

Halbwachs, Maurice: Das kollektive Gedächtnis, Frankfurt a.M. 1985, S. 142.

einen Erinnerungsort brauchten, weil es bald keine Gedächtnismilieus mehr geben wird.²⁹

Die ursprüngliche Vorstellung eines Stundenschlages ließ sich jedoch in der zuerst geplanten, sinnenfälligen Form nicht realisieren. Während die Bundes- und Landesemissionsverordnung liturgisches Läuten gemäß der im Grundgesetz verankerten freien Religionsausübung nicht regelt, fallen Stundenschläge unter ordnungspolitische Regelungen.

Es war auch geplant, die Signalglocke in den Schacht zu hängen - d.h. ihn am Förderturm zu installieren, der als technisches Industriedenkmal erhalten wurde. Er ist heute weithin sichtbares Zeichen eines Dienstleistungszentrums. In seinen architektonischen Grundformen ist die ihn umgebende Neubebauung der Hängebank nachempfunden, also der Halle über dem Schacht, in der die Fördergefäße umgeschlagen wurden.

Man kann den Planern, Architektinnen und Investoren also keine Missachtung bergbaugeschichtlicher Überreste vorwerfen. Hinsichtlich der Erhaltung von visuellen/architektonischen Überresten zeigte man sich sensibel und aufgeschlossen, auch wenn die Erhaltung des Hammerkopfturmes als eine Geschichte mit eigener Dynamik zu schreiben wäre.³⁰ Heute bietet sich der originale Hammerkopfturm als identitätsstiftendes Superzeichen zur corporate identity des Dienstleistungsbereichs an und überragt als „Wahrzeichen“ neue Arbeitsorte. Es handelt sich dabei jedoch um – wie das Wort sagt – „stumme Zeugen“ der Industriegeschichte.

²⁹ Vgl. Nora, Pierre: Zwischen Geschichte und Gedächtnis, Berlin 1990, S. 11.

³⁰ Vgl. dazu Wolter-Veith, Evinger Geschichte, S. 179-181.

Auch Angehörige der Zeche befürworteten den Abriss des Hammerkopfturmes, sie seien jahrelang dort eingefahren, nun wolle man das Ding nicht mehr sehen, hieß es. Selbst der Fördermaschinist, der jahrelang dort gearbeitet hatte und deshalb eine besondere Beziehung zum Turm hatte, sei bei der Diskussion um die Erhaltung hin- und hergerissen gewesen, erklärte er in einem Interview.³¹ Dass die Transformation von Arbeitsplatz in Kulturerbe gerade bei den Betroffenen mit einer Emotionalität aufgeladen ist, die eher zum Vergessen als zum Erinnern drängt, zeigt sich auch an anderen Stellen des Ruhrgebiets.³²

Alter Adel und Neue Mitte

Verschiedene Strukturentwicklungspläne für das post-industrielle Eving waren bereits gescheitert, als die nordrhein-westfälische Landesregierung 1988 die „Internationale Bauausstellung Emscher-Park“ – kurz: IBA-Emscher Park beschloss. Von dieser Bauausstellung gingen entscheidende Impulse für eine Entwicklung der Zechenflächen und Siedlungsstrukturen aus, nicht zuletzt weil hier der Zusammenhang von architektonischen, städtebaulichen, sozialen und ökologischen Maßnahmen als Grundlagen für den wirtschaftlichen Wandel einer alten Industrieregion betont wurde.³³ Für den Bezirk Eving konstatierten die Planungsfachleute einen entscheidenden Mangel: das Fehlen einer Ortsmitte. Individueller wie kollektiver Bezugspunkt der über 100jährigen räumlichen Entwicklung waren Zeche und Kokerei gewesen, um die sich Industrievororte

³¹ Vgl. Klaus Berger nach Wolter-Veith, *Evinger Geschichte*, S. 181.

³² Vgl. Szydlak, Simone/ Louis, Tatjana: „Ein bisschen stolz sind wir schon“. Wie Anwohner in Essen-Katernberg über ihr Weltkulturerbe Zollverein denken, in: *Forum. Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur*, 1/2002S. 53f.

³³ Vgl. Internationale Bauausstellung Emscher Park (Hg.): *Das Finale IBA '99. Das Programm April bis Oktober 1999. 10 Jahre ökologische und kulturelle Erneuerung einer großen Industrieregion, Gelsenkirchen 1998.*

lagerten, die ungeplant einen ländlichen Raum überformten. Die Neuplanungen sahen nun vor, die eigentliche Zechenfläche mit zwei unterschiedlichen Nutzungskonzepten zu entwickeln, im Südteil sollte der „Service- und Gewerbepark Minister Stein“ entstehen, der Nordteil des Zechengeländes sollte zur „Neuen Evinger Mitte“ werden. Die Mitglieder des Geschichts- und Kulturvereins haben an Planungstreffen zu dieser „Neuen Mitte“ teilgenommen. Die städtebaulichen Fachdiskussionen werden sie – so die hier geäußerte Vermutung – mit inspiriert haben, die Signalglocke als ihren bergmännischen Beitrag einzubringen: ein zentripetaler Laut mit Zeitangabe, der das Leben der Gemeinschaft um diese neue Mitte herum neu ausrichtet und so die geplante Schaffung eines urbanen Raumes mit eigener Klangidentität fördert.

Bei einer Vorführung der Signalglocke, bei der Vertreter der Bezirksvertretung, des City-Marketings, des Geschichts- und Kulturvereins und der Grubenwehrkameradschaft zugegen waren, winkte die GEBAU als Investor des Dienstleistungszentrum unter dem Hammerkopfturm ab: sie verweigerte eine Einwilligung zur Anbringung. Es sollten doch auf keinen Fall angeworbene wie potentielle Mieter durch die Lärmbelästigung abgeschreckt werden.

Ulrich Kneisel: „100 Jahre lang hat man dieses Schachtsignal hier gehört, nech. Es ist jetzt nicht so, dass es einen aus dem Bett haut oder was. Also, ich empfinde das nicht so. Oben in der Hängebank, da ist ja jetzt auch ein Institut drin, das ILS. Und mit denen hatten wir uns auch unterhalten. Die waren auch erst dagegen. Aber nur einige Leute – das war ganz schlimm. Die hatten Angst, dass sie in ihrem Beamenschlaf gestört wurden.“

Im Interview räumte Ulrich Kneisel rückblickend auch ein, dass die Vorführung in einer „ungünstigen räumlichen Situation“ vorgenommen wurde, in einem Hinterhof, in dem es hallte. Dem Evinger Geschichts- und Kulturverein war es bis dahin scheinbar gar nicht in den Sinn gekommen, dass der originale Signalton auf Menschen mit anderen sozialen Herkünften unangenehm erscheinen konnte und als inszenierter Lärm abgelehnt wurde. Sonst hätten sie die Vorführung strategisch besser geplant. Erst langsam entstand beim Geschichts- und Kulturverein ein Bewusstsein für unterschiedliche Gefühlskulturen im Umgang mit dem Auditiven.

Zur Konfliktvermeidung aber auch, um in dem subjektiven, differierenden Wahrnehmungs- und Wertungsfeld zwischen Klang und Krach mit „objektiven“, wissenschaftlich profunden Argumenten aufwarten zu können, wurde das städtische Umweltamt gebeten, Lärmpegelmessungen durchzuführen. Für Herrn Müller vom Umweltamt lag der Geräuschpegel zu unterschiedlichen Tageszeiten, seinem Protokoll gemäß, weit unter einer signifikanten Marke: zu laut war der Verkehrslärm am Tage, die Orientierungslaute der Signalglocke spielten für ihn klangökologisch keine Rolle.³⁴ Die Lärmpegelmessungen des Umweltamtes beruhten auf der „Technischen Anleitung zum Schutz gegen Lärm“, die als bundesrechtliche Konkretisierung in Hinblick auf den Lärmschutz seit Mitte der 60er Jahre diskutiert und auf Grundlage der Gewerbeordnung 1968 festgeschrieben wurde.³⁵ Die Entstehung und Praxis dieser Schutzverordnung zeigt ebenfalls, wie sich die Wahrnehmungs- und Einschätzungssysteme gegenüber dem Auditiven im

³⁴ Protokoll der Messungen im Umweltamt Dort mund, Abteilung Emissionsschutz.

³⁵ Vgl. Bundesanzeiger Nr. 137, 16. Juli 1968.

gesellschaftlichen Transformationsprozess von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft wandelten.

Der Geschichts- und Kulturverein verabschiedete sich vom Stundenschlag und war bereit dazu, die Glocke nur noch drei Mal täglich schlagen zu lassen - um 8, um 12 und um 18 Uhr³⁶, gleichsam eine profane Form der alten kanonischen Stunden: um 8 seien die Schreibtischarbeiter selten schon da, um 12 würde ihre Mittagszeit angekündigt, und um 18 Uhr seien sie schon auf dem Heimweg. Im Interview mit Herrn Kneisel klang unüberhörbar ein Ressentiment gegenüber Intellektuellen und Schreibtischarbeitern mit, die die Erinnerung an 700-Jahre Dortmunder Bergbau verunmöglichten.

Es kam auch ein neuer Anbringungsort ins Gespräch: die ehemalige Schwarzkaue von Minister Stein. In dieser Waschkaue befindet sich heute eine der angesagtesten Diskotheken des Ruhrgebiets, die „Prisma-Erlebniswelt“. Das Szene-Magazin „Prinz“ schrieb im Februar 2002 über sie: „Die beste Location für Black-Music-Fans im Revier“. Der Diskothekenbetreiber Tempelmann war vom akustischen Denkmal angetan, er erlaubte die Anbringung und liefert den Strom für die Betreibung der Zeitschaltuhr unter der Auflage, dass die Uhr auch um 21 Uhr schlägt, dem Beginn der Disko.

Jetzt klingt die Signalglocke von der ehemaligen Schwarzkaue herunter sehr unpoetisch über eine große Parkplatzfläche, die nächste Wohnbebauung ist mehr als 200 Meter entfernt, dazwischen liegt eine Straßenbahntrasse auf der Evinger Strasse, auch heute noch eine Hauptverkehrsader. Das akustische Denkmal strahlt

³⁶ Die Uhrzeiten wurden auch im Schreiben des Instituts für Landes- und Stadtentwicklungsforschung des Landes Nordrhein-Westfalen als Mieter im Dienstleistungszentrum genannt. Vgl. Schreiben vom 22.03.2002 an die Bezirksverwaltungsstellenleiterin Dorothee Lindemann-Güthe.

parallel zum neu errichteten Dienstleistungszentrum, durch die Deutsche Straße, Parkplatz- und Freiflächen getrennt.

Dass der Diskurs um das akustische Denkmal auf etwas anderes verweist, zeigt folgendes: die Glocke wurde zur Sommerzeit nicht umgestellt. Sie schlug im Sommer 2003 also um 9, 13, 19 und 22 Uhr, also tagsüber zu den Zeiten, in denen an Schreibtischen gearbeitet wird und die Mittagspause beendet ist. Es kam keine Kritik, der Taktgeber wird mittlerweile gar nicht mehr wahrgenommen. Er hat sich klangökologisch in sein Umfeld eingepasst. Wahrnehmungspsychologisch gehört er zu jenen Klangwellen, die den Grund bilden, von dem aus nur noch außergewöhnliche Klangfiguren wahrgenommen werden. Viel Lärm um Nichts?

Nach anfänglichem Zögern unterstützte der Hauptmieter des Dienstleistungszentrums, das Institut für Landes- und Stadtentwicklung des Landes Nordrhein-Westfalen, ausdrücklich das akustische Denkmal „in der Form der authentischen Schachtsignalanlage“ und seine Anbringung am Schacht.³⁷ Die Fachleute der Stadt- und Raumplanung hatten die identitätsstiftende Kraft des akustischen Erinnerungsortes erkannt. In der grundsätzlichen Ablehnung des Investors äußerte sich jedoch ein anderes Wertungssystem gegenüber der Lautsphäre: Wenn man es verhindern kann, unterbindet man zusätzliche Lautbelästigungen, die als „Lärm“ qualifiziert werden, ohne Rücksicht auf die kulturelle Bedeutung von Tönen und Geräuschen als Erinnerungsort. Diese Haltung war den Bergleuten fremd, schließlich hatte man hundert Jahre lang dieses Signal gehört, es hatte die innere wie äußere Topographie ihrer Erfahrungswelt durchdrungen. Und niemand hatte sich bislang darüber beschwert.

Es manifestierte sich in der gewandelten Gefühlskultur gegenüber dem Auditiven auch eine Machtfrage. Hier zeigte sich, wer heute die „Neuen Herren“ sind in der „Neuen Evinger Mitte“. Die Verbindung von „heiligem Lärm“ und Macht ist in der Vorstellung der Menschen niemals wirklich unterbrochen worden.³⁸ Sollten diejenigen mit aktueller wirtschaftlicher Potenz ihre Definitionsmacht über Klang und Krach aus der Hand geben?

Gefühlskulturen wie Erinnerungssysteme bewegen sich in gesellschaftlichen Rahmen, die vom Milieu, von der sozialen Gruppierung, in der man lebt, vorgegeben werden. Zwischen dem „schwarzen Adel“, also den deutschen Facharbeitern auf Zeche, Kokerei oder im Stahlwerk, und dem neuen ruhrgebietspezifischen Ausbildungsbürgertum (Ulrich Borsdorf), das das Dienstleistungszentren plant, finanziert oder darin arbeitet, gibt es kaum noch Berührungen. Der Soziologe Maurice Halbwachs dazu „Wenn eine menschliche Gruppe lange an einem ihren Gewohnheiten angepassten Ort lebt, richten sich nicht nur ihre Bewegungen, sondern richtet sich auch ihr Denken nach der Folge der materiellen Bilder, die ihr die äußeren Gegenstände darbieten.“³⁹ Die heutigen *Dienstleister* sehen den Ort nicht als das, was die ehemaligen *Bergleute* auf Minister Stein damit verbinden. Es ist nicht ihr „Ort“, so, wie er das Leben des Bergmanns bestimmte. Bergmannstradition ist allenfalls etwas Exotisches, Nostalgisches, vom Aussterben Bedrohtes. Man spricht nicht dieselbe Sprache und teilt kaum gemeinsame Erfahrungen. Was sich

³⁷ Vgl. Schreiben vom 22.03.2002 an die Bezirksverwaltungsstellenleiterin Dorothee Lindemann-Güthe.

³⁸ In der Definition des Klangforschers Murray Schafer: „Unter heiligem Lärm verstehen wir jedoch hervorstechenden Laut (Lärm), der außerhalb des Wirkungsbereiches gesellschaftlicher Verbote steht. Ursprünglich bezog sich heiliger Lärm auf Naturphänomene wie Donner, Vulkanausbrüche, Stürme usw., da man glaubte, es handele sich hierbei um göttliche Kämpfe oder um den Ausdruck göttlicher Unzufriedenheit mit den Menschen. Analog dazu beschreibt dieser Ausdruck gesellschaftlichen Lärm, der, zumindest in bestimmten Zeitabschnitten, der Aufmerksamkeit der Lärmbekämpfungsgesetzgeber entgangen ist, zum Beispiel Kirchenglockenlärm, Industrielärm, Lärm elektronisch verstärkter Popmusik, in: Schafer, Klang und Krach, S. 315, auch S. 104.

³⁹ Halbwachs, Das kollektive Gedächtnis, S. 134.

den Einen körperlich eingeschrieben hat, bleibt den anderen äußerlich: Hier ist es Körpergedächtnis, dort Kulisse.

Dem neuen ruhrgebietspezifischen Ausbildungsbürgertum ohne Verbindungslinien zum „Schwarzen Adel“ helfen allenfalls Events der Industriekultur, um sich der akustischen Gewalt der Montanindustrie zu nähern. Die jährlich stattfindende „Extraschicht“, mit Geldern vom Kommunalverband Ruhrgebiet und vom Landschaftsverband Westfalen-Lippe durchgeführt, lässt dank Aufnahmetechnik und klangreiner Beschallungsanlagen Zechenloren quietschen, Kokereien zischen und schlagen, Walzstraßen mahlen und Hochöfen blubbern.⁴⁰ Das Studio Akustische Kunst des Westdeutschen Rundfunks vergegenwärtigte in seiner Metropolis-Reihe künstlerisch verdichtet das Klangpanorama des montan-industriellen Ruhrgebiets.⁴¹ Das Essener Ruhrland-Museum beginnt, aufgezeichnete Töne einer verklingenden Industrielandschaft – O-Töne der Industrialisierung - in seine Sammlungsbestände zu inkorporieren. Vielleicht bietet sich momentan allein die künstlerische Inszenierung, um angesichts einer postindustriellen Lautsphäre mit ihren spezifischen Gefühlskulturen gegenüber dem Auditiven für die akustischen Dimensionen der montan-industriellen Vergangenheit und ihrer Erinnerungspotentiale zu sensibilisieren.

Ulrich Kneisel: „Wir haben uns immer darüber aufgeregt, dass es so etwas gibt – weil, es sind ja meistens Bergleute in diesem Geschichtsverein – also, dass man so etwas verbietet. Wir haben auch alles mögliche getan, um die Menschen zu

⁴⁰ Vgl. Extraschicht 2003,

⁴¹ Vgl: Einmal Herne und zurück. Klanglandschaft Ruhrgebiet, eine Komposition von Richard Ortman unter Mitarbeit von Raimund Fleiter und Ralf R. Wassermann, eine Aufnahme des Westdeutschen Rundfunks,

überzeugen, dass es ja wohl gar nicht so schlimm ist mit der Lärmbelästigung, das gerade ... weil die Menschen hier, die haben das ja zig Jahre über sich ergehen lassen müssen. /// Wir wollten das durchsetzen!!!!/// Wir haben uns also mit allen Mitteln gewehrt, wir wollten das also durchsetzen! ES ist für viele Menschen ein Ton, den sie nicht kennen. DAS hab ich festgestellt. ES ist für viele Menschen ein Ton, den sie nicht kennen. Und alles was neu ist, das ist für sie Lärmbelästigung!“

Auf der anderen Seite positionierte sich der Evinger Kultur- und Geschichtsverein sehr selbstbewusst in der Tradition des Bergmannstandes und mit Hilfe des City-Marketing. Mit der Idee des akustischen Denkmals veröffentlichten sie einen Geheimcode, eine sinnliche Erfahrung, die lange Zeit nur ihnen als Bergleuten zu eigen sein konnte, und boten Gesprächsstoff, zuerst für Frauen, Kinder und Enkel, die Menschen ihrer näheren Umgebung. Sie machten eine Sache wie eine Klangüberlieferung für die Nachwelt dingfest, versahen den gewandelten Industrieraum mit einer eigenen Klangidentität, schufen einen akustischen Erinnerungsort. Die Konflikte um ihren „Glockenklang“ erinnern an jene Auseinandersetzungen, die im nachrevolutionären und protoindustriellen Frankreich um den Klang der Kirchenglocken geführt wurden. Der Historiker Alain Corbin hat beschrieben, wie sich in den unterschiedlichen Einschätzungssystemen gegenüber dem Glockenklang Konflikte zwischen kirchlicher Autorität und Staatsgewalt, zwischen zentralistischer Reglementierung und den Bedürfnissen der lokalen Bevölkerungsgruppen, zwischen Städtern und Landbewohnern ausdrückten. Für ihn

zeigte sich damals am Kampf um Klangtraditionen der Strukturwandel hin zum industriellen Frankreich.⁴²

Mit der im Klang des Orientierungstons entfalteten zeitlichen wie räumlichen Dimension ihrer Denkmalsetzung in der „Neuen Evinger Mitte“ zeigt sich eine Konzeption von Geschichte, die das Erinnern der Vergangenheit als Bestandteil gegenwärtiger Orientierung und zukünftiger Perspektiven pflegt. Ulrich Borsdorf hat dies eine „Befassung mit Geschichte“ genannt, „die nicht antiquarisch-nostalgisch ist, sondern unter dem kritischen Blickwinkel der vergehenden, sich wandelnden Gegenwart neue gedankliche Energien freisetzt.“⁴³

Die Evinger schufen mit der akustischen Dimension ihres Denkmals ein Monument, das in all den zur Kulisse geronnenen architektonischen Zeugen der Industrialisierung mit Eigensinn *Zeit und Raum* behauptet.

Die Zeit ist nach dem Verlust von Arbeitsplatz und der Erosion ihres Milieu endlich einmal im doppelten Sinne auf ihrer Seite: einmal, weil sie mit ihrem akustischen Signal Zeit deuten und bemessen; dann, weil sie nach problemloser Inbetriebnahme ohne Eile auf eine Verschiebung der Toleranzschwellen gegenüber einem *akustischen Erinnerungsort* warten und hoffen können.

⁴² Vgl. Corbin, Alain: Die Sprache der Glocken, Frankfurt a.M. 1995.

⁴³ Borsdorf, Ulrich: Grundsätze eines Plädoyers für ein RuhrMuseum auf „Zollverein“, in: Forum. Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur 1/2002, S. 49-51, hier S. 51.